

ZUWANDERER IM RUHESTAND – DIE MIGRANTENBEVÖLKERUNG ERGRAUT

Stadtbezirke, wie die Dortmunder Nordstadt, die durch einen hohen Migrantenanteil geprägt sind, stellen im gesamtstädtischen Vergleich eher „junge“ Stadtteile dar. Doch auch die Migrantenbevölkerung ergraut allmählich. Die spezifischen Anforderungen der älteren Migranten werden seit Beginn der 90er Jahre nicht nur seitens der mit Migrationssozialarbeit befassten freien Träger und Verbände sondern auch im Rahmen wissenschaftlicher Untersuchungen verstärkt thematisiert. Dennoch sind Seniorenheime und Pflegedienste noch kaum auf sie eingestellt.

Zur Illustration des Sachverhaltes wird hier ein türkisch-kurdisches Migranten-Ehepaar der ersten Generation aus der Nordstadt vorgestellt. Der Ehemann (66) arbeitete ab 1969 bei Hoesch, wurde mit 53 Sozialpläner und ging mit 60 Jahren in Rente. Die Ehefrau (59) steht noch im Erwerbsleben.

Herr Kaya (Name durch Autorin geändert; Anm. d.V.) wohnte mit seinem älteren Bruder und zwei Bekannten zunächst im Heim. 1971 zog seine Familie nach. Rückblickend betont er: „Wir wollten alle wieder zurück“. Heute verweist er auf die sozialen Absicherungen, auf Renten- und Krankenversicherung, die er nicht missen möchte. „In unserem Bekanntenkreis will keiner mehr zurückkehren. Es gibt wohl welche, die zurückgegangen und dann wieder gekommen sind“, stellt er zudem heraus. Die Familie hat Teile ihres ererbten Vermögens in der Türkei durch die Kurdenproblematik verloren. Trotz dort noch vorhandener familiärer Bindungen bleibt ihr die Rückkehrperspektive zugleich auch dadurch verstellt. Die Ehefrau fügt ergänzend hinzu: „Ich liebe mein Land. Aber alle meine Kinder, meine Wurzeln, sind jetzt hier“.

Die Verständigungsprobleme waren anfangs sehr massiv. Bei der Ehefrau kam erschwerend hinzu, dass sie die Grundschule in der Türkei hatte abbrechen müssen und über keinen Bildungsabschluss verfügt. Das Ehepaar hat darauf geachtet, dass die eigenen Kinder in den evangelischen Kindergarten am Borsigplatz kamen und allesamt eine gute Schulausbildung genossen.

Die Gesprächspartner verweisen auf die Probleme von Migranten in öffentlichen Altersheimen. Noch finden sich ihrer Kenntnis nach dort nur Einzelfälle. Ein Bedarf für solche Einrichtungen ergebe sich insbesondere dann, wenn wie bei Alleinstehenden der Familienzusammenhang fehle oder es zu schweren Pflegefällen komme. Sie berichten von einem Fall, wo ein pflegebedürftiger älterer Mann im Altersheim nicht zurecht kam, weil sich die Familienmitglieder dort länger aufhalten und auch gemeinsam beten wollten. Sie selbst zeigen sich hinsichtlich ihrer Versorgung im Alter durch die Familie durchaus skeptisch: „Ich glaube nicht, dass unsere Kinder uns versorgen können. Sie arbeiten alle. Am besten ist es zu sterben, ohne zum Pflegefall zu werden“.

Nach einer Mitteilung des Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen (April 2001) war Ende der 90er Jahre der Anteil der über 60-Jährigen Migranten in Deutschland mit etwa 570.000 Personen noch recht gering. Er zeigt zugleich aber einen deutlichen jährlichen Anstieg. Modellrechnungen prognostizieren für 2010 ein Anwachsen auf 1,3 Mio. und bis 2030 auf 2,8 Mio. In Dortmund belief sich die Zahl der über 60-jährigen Migranten Ende 2000 auf 6.657 Menschen.

Generalisierend kann gesagt werden, dass die familiären Bezüge der älteren Migrantinnen und Migranten in das Herkunftsland noch deutlich entwickelter sind, als die der zweiten und dritten Generation. Auch die sprachlichen Schwierigkeiten sind in der Regel noch verbreiteter. Für die über 60-Jährigen hat sich die Bleibeperspektive zumeist konkretisiert. Es wird davon ausgegangen, dass über 80% ihren Lebensabend in Deutschland verbringen werden und dabei gegebenenfalls von der Möglichkeit des Pendelns in das Heimatland Gebrauch machen.

Zwar ist die große Bedeutung der eigenen Familie (z.B. das Zusammenwohnen von zwei oder drei Generationen) und der eigenethnischen Netzwerke für die Versorgung älterer Migranten nach wie vor groß. Doch kommt es auch hier zu allmählichen Anpassungsprozessen, ähnlich wie dies z.T. bereits in städtischen Bereichen auch in den Herkunftsländern immer mehr der Fall ist.

Zukünftig werden sich auch die Systeme der Altenhilfe verstärkt auf die spezifischen Anforderungen von älteren Migranten einstellen müssen. Auch die aufgrund der neuen Einbürgerungsmöglichkeiten nunmehr leicht rückläufige Zahl von Menschen mit einem ausländischen Pass sollte dabei nicht den Blick für die faktisch wachsenden Integrationsaufgaben trüben. Einige positive Beispielfälle zeigen hier bereits mögliche Wege für die Weiterentwicklung von offenen, ambulanten und stationären Angeboten auf. Da auch die größeren Migrantengruppen (z.B. Türken) zumeist nicht zahlreich genug vertreten sind, um für diese eigene Versorgungs- und Pflegeangebote bereitzustellen, und spezifische ethnische Angebote durchaus kritisch gesehen werden können, wird in Nürnberg die Strategie verfolgt, bestehende Dienste für diese wachsende Klientengruppe „fit“ zu machen. Dies bezieht sich auch auf die Ausbildung von Altenpflegekräften. In Duisburg besteht seit Frühjahr 1997 das erste Altersheim mit multikulturellen Elementen. Innerhalb der 90 Bewohner umfassenden Einrichtung lebt hier eine Gruppe von Türken in einem gemeinsamen Wohnbereich. Im Keller befindet sich eine kleine Moschee und die Mitarbeiter/innen wurden eigens für die interkulturelle Altenpflege ausgebildet. In der Dortmunder Nordstadt engagiert sich der Verein für internationale Freundschaften (V.i.F. e.V.) mit zahlreichen ehrenamtlichen Angeboten wie z.B. Hilfen bei Arztbesuchen, interkulturelles Frühstück, gemeinsame Freizeitgestaltung. Für seine langjährige Arbeit ist der Verein, in dessen offenem Treff regelmäßig 50-60 Personen aus inzwischen sieben Nationalitäten zusammenkommen, vor kurzem durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend prämiert worden.

Autorin: Tülin Kabis-Staubach (45, Architektin); geboren in Istanbul; engagiert sich seit 1986 im Planerladen e.V. in der Dortmunder Nordstadt